

suchte seine beiden Brüder mit den Blicken, als wollte er sie über das Erdbeben informieren, das sich eben ereignet hatte. So entging ihm der ganze Anfang der Rede des Direktors, der sich auf bewundernswerte Weise in Schmeicheleien erging:

»Euer Hoheit strahlt gleich zu Beginn seiner Herrschaft den Glanz der schönsten Kalifenreiche aus. Welch ein Trost für uns katholische und französische Priester, so zur täglichen Arbeit angehalten zu werden! Mögen wir sie noch lange unter Ihrer Führung ausüben! Das wäre für uns die tröstliche Versicherung, daß wir gleichzeitig für Ägypten, für Frankreich und für Gott arbeiten.«

Man spendete Beifall. Nun ergriff der Sultan das Wort und sprach in das religiöse Schweigen hinein.

»Es ist nicht allein die Bildung, die den Wert eines Menschen ausmacht. Es ist vor allem seine moralische Erziehung. Vorhin im Unterricht der Quinta wurde La Fontaine durchgenommen ...«

Michel schwoll das Herz vor Glück.

»Ich selbst«, fuhr der Sultan fort, »habe vierzig dieser Fabeln gelernt, und mein Lehrer war Monsieur Jacolet. Und sehen Sie, wie La Fontaine die moralische Bildung vermittelt! Mit *Le Chêne et le Roseau* (>Die Eiche und das Schilfrohr<)... Mit *La Cigale et la Fourmi* (>Die Grille und die Ameise<) ...

Und wir wurden Zeuge dieser verblüffenden, unglaublichen Geschichte: Der Herrscher Ägyptens, Sohn Ismails des Prächtigen, Urenkel des großen Mohammed Ali, der mit ernster, schulmeisterlicher Stimme vortrug:

»Tag und Nacht hab ich ergötzt  
Durch mein Singen alle Leut.  
Durch dein Singen? Sehr erfreut!  
Weißt du was? Dann – tanze jetzt!«

Der Direktor gab das Zeichen zum Applaus. Michel spendete frenetischen Beifall, ohne den geringsten Neid auf diesen unerwarteten Konkurrenten.

Das Ende der Rede des Sultans versetzte die Jesuiten geradezu in Verzückung.

»Was ich an Ihnen schätze, ist der Respekt vor dem Glauben: Sie unterrichten Schüler aller Konfessionen, und Sie achten sie. Ich selbst bin gläubig, und letzten Endes verehren wir ja denselben Gott. Ihr Werk ist ein schönes, und Sie führen es mit Hingabe aus. Möge es noch viele Jahrhunderte fort dauern.«

Indem er auf zwei der hohen Persönlichkeiten in seiner Begleitung deutete, sprach der Sultan in vertraulichem Ton, an die Lehrerschaft gewandt: »Hier sind sie, die Früchte Ihrer Arbeit! Sie sehen, daß Ihre Mühe nicht vergebens war.« Die Lehrer applaudierten. Die Schüler riefen dreimal: »*Yaich el Soltane!*«, bevor die Kapelle der Garde die ägyptische Hymne und die Marseillaise spielte. Husein Kamil stieg gemessenen Schrittes von der Tribüne, wobei er im Vorübergehen Hände schüttelte und sein mildes Lächeln verschenkte.

Michel nutzte die leichte Unruhe in den Rängen, um sich einen Weg zu seinem ältesten Bruder zu bahnen und ihm in einem Atemzug zuzuraunen: »Ich habe *Le Laboureur et ses Enfants* vor dem Sultan aufgesagt!«

André betrachtete ihn belustigt.

»Du hättest auch zwei gleiche Socken anziehen können.« Eine schwarze Wade, eine dunkelblaue Wade und feuerrote Backen.

»Komm, ist nicht so schlimm«, meinte André mit gewohnter Freundlichkeit. »Erzähl mir von ›*Le Laboureur et le Sultan*‹.«

## Kapitel 2

Wie oft habe ich nicht schon vom Besuch des Sultans im Gymnasium erzählen hören! Dieses Ereignis sollte meine ganze Kindheit und einen Teil meiner Jugend erhellen, und noch heute spreche ich gelegentlich mit diesem oder jenem Verwandten darüber.

1916 bleibt für mich ein Meilenstein, ein zeitlicher Orientierungspunkt par excellence. Es ist die Mitte des Ersten Weltkriegs, ist Verdun und Douaumont. Es ist Michel mit elf Jahren, André mit zwölf. Es ist das Jahr, in dem die Idee mit dem Tarbusch im Kopf meines Großvaters reift, das Jahr, in dem Edouard Dhellemmes zum erstenmal die Familie besucht. 1916, das ist sechs Jahre vor der Geburt meiner Mutter, neunundzwanzig Jahre vor meiner eigenen ...

Am Tag, als ich schließlich auf eine alte Sammlung des JOURNAL DU CAIRE stieß, habe ich mich mit dem gleichen Herzklopfen auf die Ausgabe des 14. Mai 1916 gestürzt wie der Junge, der am Vortag sein Gedicht vor dem Sultan aufgesagt hatte. Eine Schlagzeile sprach in fettgedruckten Lettern vom Scheitern eines erneuten deutschen Angriffs in Douaumont. Kein Wort von dem Besuch im Gymnasium. Beim Überfliegen der drei restlichen Seiten entdeckte ich schließlich einen bescheidenen Artikel zu dem Ereignis, in dem La Fontaine allerdings mit keinem Wort erwähnt wurde. Die Zeitung versprach indes, am nächsten Tag genauer darüber zu berichten.

Ich weiß, daß Michel an den folgenden Tagen vergebens nach dem angekündigten Artikel suchte. LE JOURNAL DE CAIRE hat sein Versprechen nicht eingehalten, dafür aber einen Leser gewonnen, der jeden Abend nach der Schule ins Arbeitszimmer seines Vaters stürzte, um dieses schlecht gedruckte Blatt zu entziffern. Da er nichts über das Gymnasium fand, grübelte er lange über den berühmten Satz des Khediven Ismail, Vater des Sultans, nach, einen Satz, der jeden Tag als Motto zu lesen war: »Mein Land gehört nicht mehr zu Afrika. Wir sind Teil Europas.«

Ein europäisches Ägypten ... Weil er sich von diesem kühnen Postulat hatte inspirieren lassen, sollte Michel wenige Monate später in einer Geographiearbeit den einzigen Sechser seiner gesamten Schulzeit bei den Jesuiten bekommen.

\*\*\*

Von jenem Sonntag, dem 14. Mai 1916, sollte Edouard Dhellemmes die deutlichste Erinnerung zurückbehalten. Ein halbes Jahrhundert später wußte er noch eine Menge Einzelheiten zu berichten, die all die freierfundenen Auslegungen von Maguy oder Henri Touta widerlegten. Grund dafür war jedoch nicht nur sein logisches Denken und sein phänomenales Gedächtnis, sondern auch die Tatsache, daß dieses häusliche Mittagessen sein erster Kontakt mit der Familie und letztendlich auch mit Ägypten war.

Bei Verlassen des *Muski* hatte der Franzose keine Probleme, eine Kutsche aufzutreiben. Seit Kriegsbeginn übersahen die Kairoer Kutscher die ägyptischen Kunden geflissentlich, stets auf der Jagd nach englischen oder australischen Soldaten, denen sie, ohne mit der Wimper zu zucken, den doppelten oder dreifachen Fahrpreis abverlangten. Edouard war für einen Briten gehalten worden, was ihm nicht sonderlich schmeichelte.

Die Kutsche bog von der großen Avenue Shubra links in eine mit Eselsfeigenbäumen und Akazien bestandene Allee.

»*Here, Mister!*« rief der Kutscher und brachte sein Fahrzeug vor einer Villa im italienischen Stil mit einem Ruck zum Stehen.

Edouard stieg aus dem Wagen und reichte dem Mann einen Geldschein. Der ließ ihn sogleich in seiner Hosentasche verschwinden, ohne das Restgeld herauszugeben, und ließ seine Peitsche knallen. Der Franzose nickte leicht verärgert, bevor er die Türglocke der Batrakanis betätigte.

Der festlich gekleidete *soffragi*, der ihm öffnete, trug eine schwarze Pluderhose und eine Art goldenen Bolero mit dazu abgestimmten Pantoffeln. Auf seiner linken Wange prangte eine lange Narbe. Der Diener nahm dem Gast den Panamahut ab und öffnete die Tür zu einem hübschen ovalen Salon, der zum Garten führte.

Der Wirtschaftsberater der AGENCE FRANÇAISE hatte meinen Großvater gebeten, Edouard Dhellemmes, Industriellensohn aus Lille, einzuladen.

»Sie können ihm sicher mit Rat und Tat zur Seite stehen. Er mußte die Armee aus gesundheitlichen Gründen verlassen und interessiert sich für den ägyptischen Markt. Bei der gegenwärtigen Wirtschaftslage fördern wir solche Initiativen. Schließlich wäre es ein Verbrechen, den Engländern und Italienern das frei gewordene deutsch-österreichische Terrain zu überlassen, oder?«

Als Yolande Batrakani ins Zimmer trat, verbeugte sich Edouard Dhellemmes höflich und küßte ihr die Hand. Meine Großmutter war natürlich entzückt und sagte sich einmal mehr, daß diese Franzosen einfach unerhört charmant seien. Ihr Ehemann hinter ihr ließ sich mit volltönender, weicher Stimme vernehmen.

»Erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Monsieur Dhellemmes. Hier in Kairo pflegen wir sonntags *en famille* zu Mittag zu speisen. Und die französischen Freunde zählen bei uns zur Familie!«

Georges Batrakani war von mittelgroßer Statur und trug seine sechszwanzig Jahre mit Eleganz. Sein dunkler Teint und orientalischer Typ bildeten einen Kontrast zu seinem sanften Blick, der von weither zu kommen schien. Das unmerkliche Lächeln, das um seinen genußsüchtigen Mund spielte, unterstrich noch dieses Schwanken zwischen zwei Welten.

»Als Konzessionär mehrerer ausländischer Firmen kennt er den Markt in- und auswendig«, hatte der Wirtschaftsberater Edouard Dhellemmes erklärt. »Glauben Sie nur die Hälfte von dem, was er sagt, doch richten Sie Ihre Schritte nach den seinen. Wissen Sie, diese Levantiner sind ebenso maßlos in ihren Worten wie gemäßigt in ihren Taten.«

Der Diener servierte Arrak und Zitronenlimonade. Dhellemmes, der mit einem Essen im intimsten Kreis gerechnet hatte, war etwas erstaunt, als eine Schwester von Yolande, ein Bruder von Georges, mehrere Vettern und Cousinen eintrafen. Alle aber behandelten ihn gleich wie einen alten Bekannten, erkundigten sich nach seiner Gesundheit, wollten wissen, ob er eine angenehme Reise gehabt, ein gutes Hotel gefunden habe, kurz, ob er zufrieden sei.

Edouard fühlte sich sehr schnell wohl. In dieser angenehmen Umgebung fielen bald alle Müdigkeit, alle Ängste der Reise von ihm ab. In Frankreich hatte man ihm ein furchterregendes Bild von Ägypten gemalt: brütende Hitze, ekelhafter Dreck, verschmutztes Wasser, Cholera ... Und jetzt fand er sich in einem bürgerlichen Haus wieder, das den Stadtpalästen seines Boulevard Vauban in nichts nachstand. Er war von herzlichen Menschen umgeben, die sehr gut Französisch sprachen, mit einem charmanten gurrenden Akzent und hin und wieder einem ulkigen Ausdruck.

Dhellemmes erzählte von seiner Schiffsreise. Seit der Abfahrt aus Marseille hatte die Besatzung der *Lotus* in panischer Angst vor einem U-Boot-Angriff gelebt. Zwölf Tage angespannten Wartens und falschen Alarms. Sobald die Bordglocke ertönte, rannten alle Passagiere zu den Rettungsbooten. Keinen Augenblick durfte man seinen Rettungsring ablegen, nicht einmal während der Mahlzeiten ... Der heimtückische Arrak stieg Edouard angenehm zu Kopf. Sein Glas in der Hand, plauderte er mit den Damen, die alle der französischen Mode zu folgen schienen mit ihren kirschroten und apfelgrünen Jerseykostümen, ihren langen Halsketten und ihren Zigarettenspitzen aus Gagat. Sie sprachen von den Preisen, die seit Kriegsbeginn unaufhörlich stiegen, und dem Schlußverkauf bei Orosdi Back. Sie protestierten gegen die Tombola, die übermorgen im Grand Continental stattfinden sollte und die von den Organisatorinnen für eine unmögliche Tageszeit angesetzt war.

»Drei Uhr nachmittags im Mai! Die müssen verrückt sein! Wir werden beraten. Ich werde es Biba sagen ...«

Edouard wurde am Tisch der Platz zwischen Yolande Batrakani und ihrer Schwester Maguy angewiesen, deren pralle Brüste jeden Augenblick ihr gewagtes Dekolleté zu sprengen schienen.

»Sie kennen die *molokheiya*, Monsieur Dhellemmes?«

Während man ihm auftrug, beobachtete der Franzose Ferdinand Batrakani, den ältesten Bruder meines Großvaters, dessen hundert Kilo am Tischende plazierte waren. Dieser Bruder mit dem Spitznamen Nando zelebrierte den Genuß der *molokheiya* mit einer Reihe von geheimnisvollen Riten. Die Serviette um den Hals geknotet, häufte er den Reis zunächst zu einem Berg auf seinem Teller auf. Dann höhnte er die Spitze wie zu einem Vulkankrater aus und füllte diesen mit einem kräftigen Schuß Essig, in dem feingehackte Zwiebelstückchen schwammen. Mit seinen Wurstfingern fügte Nando Rindfleisch- und Hühnerfleischstückchen und trockene Brotwürfel hinzu. Das Ganze überschwemmte er dann mit zwei großen Kellen voll dieser dunkelgrünen, stark mit Knoblauch gewürzten Suppe ...

»Liebes, deine *molokheiya* ist sehr gelungen«, sagte Maguy, an ihre Schwester gewandt. »Erinnere mich daran, deiner Osta Sami meine Glückwünsche auszusprechen.